

## Erinnerte Moderne und die Stadt der Migranten

Frank Eckardt

Nichts Besonderes verweist darauf, dass die Nachkriegsmoderne ein Werk ist, das zu einem guten Teil durch Migrant/innen gebaut wurde. Dabei ist es eine Tatsache, dass die sogenannten Gastarbeiter außer in der Landwirtschaft und dem Bergbau maßgeblich in der Bauindustrie tätig waren. Wie auch heute vielen Gebäuden nicht anzusehen ist, dass sie von ausländischen Händen errichtet werden, so ist die Migrationsgeschichte spurlos an den ikonischen und den weniger auffälligen Produkten der 1950er und 60er Jahre vorbeigegangen. Es würde der mühsamen Rekonstruktion aus Bauakten und Firmenverzeichnissen bedürfen, um diese Geschichte sichtbar zu machen. So verbleibt die Aufgabe, diese Unsichtbarkeit der Migration in den Großstrukturen in den Kontext einer sozialgeschichtlichen Reflexion zu stellen, die das Entstehen der heute diskutierten Werthaf-tigkeit der Nachkriegsarchitektur als nicht zufällig erscheinen lässt, sondern im Gegenteil auf die besondere Bedeutung der unsichtbaren Produktion einer Architektur der Gastarbeiter verweisen kann.

Im Folgenden wird zunächst versucht, diese Unsichtbarkeit der Gastarbeiter dadurch aufzuheben, dass deren Räume in der Stadt ansatzweise nachempfunden werden können.

Diese Darstellung führt unweigerlich zu der Argumentation, dass eine Wiederentdeckung der Spuren der Gastarbeit eine notwendige und ansatzweise bereits bearbeitete Aufgabe ist, die insbesondere für die Kinder und Enkel/innen der Gastarbeiter eine identitätsstiftende Rolle haben kann. Das Erbe der Gastarbeiter und ihre Räume zu thematisieren, so soll abschließend argumentiert werden, ist eine Möglichkeit, das Selbstverständnis der Gesellschaft durch die Aufnahme der Erinnerungen der Gastarbeiter neu zu definieren und die beharrliche Weigerung Deutschlands, sich als Einwanderungsland zu verstehen, irritiert.

### Räume der „Gastarbeit“

Der Begriff der „Gastarbeiter“ suggeriert nicht nur, wie oft angemerkt wird, dass die Einwanderer lediglich als Gäste – und nicht etwa als Bürger/innen oder Menschen – gesehen wurden, er ist als Neologismus zugleich eine Aufforderung, die bisherige Einwanderung zu vergessen. Das hat damit zu tun, dass die Gesellschaft insgesamt einer Aufarbeitung der NS-Vergangenheit noch aus dem Wege gegangen war und dementsprechend die Kontinuität der Gastarbeit als Nach-

folge der Zwangsarbeit in der NS-Zeit nicht anerkennen wollte. Erst in den 1990er Jahren wurde diese aufgearbeitet. Infolge dieser Verdrängung konnte auch nicht erkannt werden, dass Gastarbeiter teilweise auch räumlich dieselben Positionen einnahmen. Mit anderen Worten, Zwangs- und Gastarbeiter sollten weder gesellschaftlich noch räumlich integriert werden. Teilweise lassen sich Unterkünfte nachweisen, die erst Zwangsarbeiter, dann Vertriebene und schließlich die ersten Gastarbeiter aufnahmen.<sup>1</sup>

Natürlich muss erwähnt werden, dass die Aufnahme von Gastarbeitern sich aber wesentlich anders gestaltete und von Zwang zur Einreise keine Rede sein kann. Die Initiative ging jedoch von den Auswanderungsländern aus, weil Arbeitslosigkeit und Armut dort zu einer großen Belastung wurden. Organisiert wurde die Ausreise von Bundesbehörden in Abstimmung mit den aufnehmenden Firmen. Zur Geografie der Gastarbeit gehört deshalb zunächst das Auswahlbüro etwa in Istanbul oder die „Mühle Verona“, wo die Migranten sich einer oftmals als erniedrigend erfahrenen Gesundheitsuntersuchung unterziehen mussten. Es schließt sich die Landkarte der Eisenbahnen (Gleis 11 des Münchener Hauptbahnhofs) und Busverbindungen an, die die Einreise de facto erst ermöglichten und die in der Erinnerung vieler Gastarbeiter eine zentrale Rolle spielen. Ankommen in Deutschland, erste Eindrücke. Das sind Elemente einer übergreifenden Erzählung von der Gastarbeit, die das Leben in ein Vorher und Nachher einteilen und zentrale Orientierung in der Biografie bieten.

Die Firmen waren dazu verpflichtet, eine angemessene Unterkunft zur Verfügung zu stellen. In der Regel bedeutete dies ein langes Verbleiben in einer Gemeinschaftsunterkunft. In den 1960er Jahren veränderte sich diese Situation zumeist, da einerseits die allgemeine Wohnungsnot abnahm und andererseits eine bestimmte Anerkennung der Notwendigkeit der Verstärkung der Gastarbeit einsetzte. Das bedeutete allerdings keinesfalls, dass politisch oder ge-

sellschaftlich besondere Maßnahmen ergriffen wurden, um über das Notwendigste hinaus den Bedürfnissen der Gastarbeiter zu entsprechen. Noch im Jahr 1962 wohnen zwei Drittel in Gemeinschaftsunterkünften. Eine besondere soziale Infrastruktur wird nicht angeboten. Nach wie vor wird davon ausgegangen, dass Gastarbeiter eine „Reservearmee“ darstellen, die man selbstverständlich bei schlechter Konjunktur wieder zurückschicken könne. Im Prinzip folgte die Ansiedlung von Gastarbeitern, wie die Historiker/innen Ulrich Herbert und Karin Hunn schrieben, der „Fiktion der Voraussetzungslosigkeit der Ausländerbeschäftigung“.<sup>2</sup> Die Räume der Gastarbeiter waren im Ergebnis deshalb deutlich von denen ihrer deutschen Kolleg/innen getrennt. Eine der wenigen empirischen Studien über die türkischen Gastarbeiter bei Ford in Köln verdeutlicht dies eindringlich. Wie Herbert Bretz 1978 in seiner Befragung von über 1000 Ford-Arbeiter/innen herausfand, waren die türkischen Mitarbeiter/innen sowohl in ihrer Arbeits- als auch in ihrer Wohn- und sonstigen Lebenswelt von den deutschen und anderen ausländischen Kolleg/innen separiert.<sup>3</sup> Wie auch sonst verrichteten die türkischen Gastarbeiter überdurchschnittlich viel schlechter eingestufte, gefährlichere und dreckigere Arbeit. Das bedeutete, dass sie in manchen Produktionshallen überdurchschnittlich und in anderen zum Teil gar nicht aufzufinden waren. Jede/r Dritte wohnte in einer Entfernung von bis zu fünf Kilometern vom Arbeitsort entfernt. 90 Prozent pendelten bis zu zehn Kilometer zur Arbeit. Bei den Deutschen wohnten bereits 37,4 Prozent in einer suburbanen Vorstadt, die mehr als zehn Kilometer von den Ford-Werken entfernt lag und entsprechend bessere und teurere Wohnungen bot. Selbst wenn deutsche Arbeiter ebenfalls in der Nähe zu den Arbeitsstätten wohnten, dann nicht unbedingt in den gleichen Stadtteilen wie Türk/innen. Das fällt insbesondere für die Altstadt auf, in der sechsmal mehr türkische als deutsche Ford-Arbeiter/innen wohnten.

Anders jedoch die Situation in Köln-Chorweiler, wo dreimal so viele deutsche wie türkische Befragte wohnten. Chorweiler wurde in den 1960er Jahren von der Stadt Köln als „Neue Stadt“ mit großstrukturellen, teilweise 20-stöckigen Hochhäusern für 100.000 Bewohner/innen gebaut, um der Wohnungsnot zu begegnen. Das Konzept galt mit der Kompaktheit von Wohnen, Freifläche, Versorgung und Arbeit als modern und im Gegensatz zur noch weitgehend unsanierten Altstadt als ein Versprechen auf bessere Zeiten. Chorweiler war die deutlich attraktivere Wohnsiedlung und für viele Gastarbeiter das erstrebenswerte Ziel. Das führte dazu, dass sich der Stadtteil zu einem Konzentrationspunkt von Türken entwickelte, die mit dem Wohnraum in Chorweiler die Voraussetzung für die Familienzusammenführung erfüllen konnten, welche in den prekären und übervollen Wohnungen in der Altstadt oder Nippes schwieriger zu realisieren war. Der Einzug in Großsiedlungen wie Chorweiler ermöglichte vielen Gastarbeitern ein „modernes“ Leben, das die Annehmlichkeiten und den Raum bot, von denen sie bis dahin ausgeschlossen waren. Nach der Einreise war der Bezug dieser Wohnungen für viele die nächste Etappe im Ankommen in Deutschland, wie in vielen biografischen Erzählungen retrospektiv dargestellt wird.

### Räume der Erinnerung

Die Erinnerungen von Gastarbeitern sind erstaunlicherweise bis heute wenig ausgewertet worden. Ab den 1990er Jahren werden in lokalen Initiativen von unterschiedlichen Initiatoren in eher loser Form Biografien von Gastarbeitern dokumentiert. Insgesamt ist die Aufarbeitung der Erinnerung von Gastarbeitern aber als erstaunlich schlecht zu bezeichnen: „Man könnte meinen, dass Heerscharen von Publizisten, Wissenschaftlern und Pädagogen die inzwischen 50-jährige Geschichte türkischstämmiger Arbeitsmigranten in Deutschland erschöpfend erzählt ha-

ben. Dem ist jedoch nicht so. Nur selten bekamen die Zugewanderten selbst Gelegenheit, ihre Biografien aus eigener Perspektive zu erzählen“, leitet die Orientalistin Stefanie Schoene ihr Buch mit Interviews mit älteren Türken in Augsburg ein.<sup>4</sup> Darin aufgenommen ist unter anderem die Geschichte von Ismail Özcan, der im Jahr 1965 nach Augsburg kam und nach einem Jahr in ein Achtfamilienhaus im Herrenbachviertel zog. Dort wohnt er auch noch 50 Jahre später. Nach wie vor schätzt er seine Wohnung und das Wohnviertel sehr. Das „Augsburg-Wolfram- und Herrenbachviertel“ ist wie Chorweiler als eine Neubausiedlung entstanden, die als eine jener Großstrukturen bezeichnet werden kann, die die damalige Idee von der „Trabantenstadt“ verkörpert. Sie ist modern im Sinne einer guten Versorgung. Dafür steht insbesondere das „Schwabencenter“, das ein Einkaufszentrum – das erste Augsburgs – mit bis zu 64 Meter hohen Hochhäusern verbindet. Nicht vergessen hat Herr Özcan, wie die meisten, die schlechten Wohnbedingungen, die er vor seinem Einzug hier ertragen musste: „Eigentlich war ich ja derjenige, der aus einem Dorf kam. Aber bei uns hatte jeder seine Toilette und sein Bad im Haus. Und hier mußten sich drei Leute eine Toilette teilen. Badewannen gab es so gut wie gar nicht!“. 30 Jahre lang arbeitete er nur nachts in der Kammgarnspinnerei. Die Wohnung mußte deshalb vor allem auch tagsüber ruhig sein. Und das schätzte Herr Özcan im Herrenbachviertel sehr. Wenn es einen Fahrstuhl im Haus gebe, dann würde er dort wohnen bleiben können. Mit 80 Jahren verbindet sich sein ganzes Leben mit dem Haus.

Die Wohnung ist für viele Gastarbeiter zu einem umso wichtigeren Ort ihres Lebens geworden, da sie einerseits nicht viele andere Menschen in der Stadt kennengelernt haben und sie von der körperlichen Arbeit am besten zu Hause regenerieren können. Die Versorgung und Erholung findet zumeist in der näheren Umgebung statt, wozu sich die

Siedlungen der späten 1960er Jahre mit ihrem Konzept der Kompaktheit besonders gut eignen. „Man fragt sich: Was mache ich jetzt? Man geht vielleicht raus, spazieren, trinkt vielleicht einen Kaffee, und dann ist schon wieder Abend. So ging das Leben“, schildert Ismail Özcan seine Freizeit. Vielen türkischen Arbeiter/innen dürfte es ähnlich gegangen sein. Diese persönlichen Erinnerungen verbleiben wie die Personen selbst gesellschaftlich isoliert. Sie gehen nicht in die Erinnerungslandschaft oder das „Gedächtnis“ der Gesellschaft ein.

Dieser Befund ist auch angesichts einer neuerlich eintretenden Historisierung der Gastarbeit nach wie vor auffallend. Das Zelebrieren oder auch Umdeuten der Gastarbeiterpolitik je nach politischem Gusto im Kontext aktueller Auseinandersetzungen über die Themen Migration, Integration und Asyl wurde schon bei der „Feier“ von 40 Jahren Gastarbeiterabkommen in den 2000er Jahren beklagt. Damals wurden öffentliche Rituale ausgeführt, in denen die Erfahrungen der Gastarbeiter aber merkwürdigerweise keine Rolle spielten. Stattdessen wurde etwa anhand von visualisierten Alltagsgegenständen ein Erinnerungskitsch produziert, der die Erfahrung der Gastarbeiter verklärt. Besonders deutlich wird das an dem Foto von Rodrigues de Sá, der als millionster Gastarbeiter ein Motorrad geschenkt bekam. Dieses Foto erzählt die Geschichte einer großzügigen und anerkennenden Aufnahme der Gastarbeiter durch die deutsche Politik und Gesellschaft aus einer hegemonialen Deutungsperspektive heraus, in der die harten Arbeits- und Lebensbedingungen vollkommen verschwinden. De Sá starb in seiner Heimat an den Folgen eines Arbeitsunfalls in Deutschland, für den er die medizinische Hilfe nicht in Anspruch nehmen konnte, die ihm eigentlich zustand.<sup>5</sup> Diskriminierungen und Benachteiligungen wie diese haben in der öffentlichen Erinnerung an die Gastarbeiteraufnahme nach wie vor keinen Platz. Auf diese Weise wird schmerzhaft bewusst, dass es in vielerlei Hinsicht nicht ge-

lungen ist, die Erfahrungen der Gastarbeit in die deutsche Erinnerungskultur aufzunehmen. Die diskursive Referenz an jene Zeit zeigt vielmehr an, wie „merkwürdig geschichtslos“ Erinnerungen der Gastarbeiter behandelt werden und wie getrennt und widersprüchlich die Erinnerungen zwischen den Deutschen und den Gastarbeitern geblieben sind.<sup>6</sup>

Paradoxerweise ist gerade in jenen Diskursen, in denen ein integratives Narrativ von der vielfältigen Gesellschaft begründet werden soll, kein Platz für die Erinnerungen der Gastarbeiter vorhanden. Beharrlich wird an der (Re-)Konstruktion einer deutschen Erinnerung und Identität festgehalten, die sich der Migrationsgeschichte bewusst ist, aber diese nicht essenziell in die Frage nach der „deutschen“ Identität integrieren will. Das eindringlichste Beispiel hierfür ist das Mega-Projekt „Deutsche Erinnerungsorte“, das mit drei Bänden und über 120 Ortsbeschreibungen von Etienne François und Hagen Schulze herausgegeben wurde und das trotz eines multidisziplinären und transkulturellen Anspruchs mit größter Selbstverständlichkeit die Aufnahme von 50 Jahren Migrationsgeschichte nach dem Zweiten Weltkrieg nicht für wesentlich hält: „Das Neuentstehende dagegen, etwa das kollektive Gedächtnis der jungen Deutsch-Türken, der Spätaussiedler und der Asylanten entzieht sich notwendigerweise (sic!) unserem Blick.“<sup>7</sup>

Dabei ist in den vergangenen Jahren durchaus versucht worden, dem Manko der fehlenden Erinnerungsorte der Gastarbeit und der Migration „von unten“ etwas entgegenzustellen. Dem Anliegen, den Gastarbeiter quasi auf einen Sockel zu heben, ist aber von den betreffenden Verbänden kritisch begegnet worden. So wurde in Bonn eine entsprechende Initiative abgelehnt. In Frankfurt am Main hingegen hat man zwar schon einen Wettbewerb durchgeführt, aber auch zehn Jahre danach konnte immer noch kein Ort für ein solches Denkmal realisiert werden. Der Italiener Giuseppe Bruno, der sich maßgeblich dafür ein-

gesetzt hat, ist inzwischen verstorben. Die Idee, am Frankfurter Hauptbahnhof die millionenfache Ankunft von Gastarbeitern durch steinerne Koffer zu symbolisieren, wurde von der Deutschen Bahn abgelehnt.<sup>8</sup> Während dieses Projekt die relativ konsensuelle Erinnerung an die Ankunft in Deutschland zum Thema hat, haben andere Initiativen sich bewusst der eher verschwiegenen Erfahrung der Diskriminierung gewidmet. Die Konstruktion von Erinnerungsorten, die auf die schmerzhaften und negativen Aspekte der Geschichte aufmerksam machen, kann als Versuch verstanden werden, die verdrängten Erinnerungen in das nationale Narrativ aufzunehmen oder eben jenes durch ein humanitäres zu überwinden. Diese doppelte Motivlage begründete die lokalen Initiativen, die seit den 1970er Jahren an den Nationalsozialismus und den Holocaust erinnern wollten. In dieser Hinsicht schlossen die Initiativen, die für die öffentlich-räumliche Erinnerung an Cemal Altun eintraten, der vor der Militärdiktatur in der Türkei floh und wegen seines abgelehnten Asylantrags 1983 Selbstmord beging, an das bundesdeutsche Grundverständnis an, dass Denkmäler zu einer kritischen Auseinandersetzung mit der Geschichte und Gegenwart anregen sollen. Die entstandenen Mahnmale in Kassel und Berlin sowie die Umbenennung eines Platzes in Hamburg-Ottensen sind als Ansätze zu verstehen, dieser Form der Erinnerung Raum zu geben. Straßenum- oder -neubenennungen mit Bezug auf die Migrationsgeschichte hat es aber ansonsten in deutschen Städten nicht gegeben. Nur im Fall der rechtsextremen Gewalt gegen die türkischen Gastarbeiter und ihre Familien ist hiervon abgewichen worden, wovon das Beispiel des Mercimek-Platzes in Solingen zeugt, der nach dem Heimatdorf der Familie Günç benannt wurde. Dass nicht den Opfern direkt ein Platz zugewiesen wurde, wie dies in Frankfurt-Bockenheim (Hülya-Platz) geschah, hat zu vielen lokalen Kontroversen geführt und zeigt die Schwierigkeit, die Na-

men der Opfer zumindest für erinnerungswürdig zu befinden. Das gleiche Ritual wiederholte sich in den letzten Jahren, als Halit Yozgat, einem der Opfer des NSU-Terrors, ein Platz in der Kasseler Nordstadt als Erinnerungsort gewidmet wurde.

Es dürfte offensichtlich sein, dass eine solche auf die Opfer konzentrierte Erinnerung sowenig der Lebensgeschichte der Gastarbeiter gerecht wird wie die Fixierung auf die prägenden Erlebnisse der Ankunft. Die differenzierte Lebenswirklichkeit wiederzugeben, scheint aufgrund der fehlenden Kenntnis der Geschichten der Gastarbeiter eine schwierige Aufgabe zu sein. Das hat in erster Linie mit der Weigerung zu tun, diese Narrative in die eine oder andere Schublade zu legen – also entweder als Beispiel für die gescheiterte oder für die gelungene Integration, sondern sie in ihrer Differenziertheit und ihren Ambivalenzen wahrzunehmen und ohne Moralisierung und Beurteilung als Wert für die Diskussion um das Erbe der Nachkriegsmoderne zu verstehen.

### Die Migrationserinnerung

In der theoretischen Diskussion über den Zusammenhang zwischen Erinnerung und Raum wird dabei mit unterschiedlichen Positionen darauf hingewiesen, dass eine Einbeziehung der Bedeutung von Erzählungen notwendig ist, wenn man den Zusammenhang von räumlichen Erinnerungsorten und gesellschaftlichem „Gedächtnis“ erörtern will.<sup>9</sup> Die Bedeutung von Narrativen für die Erinnerung ist zumeist auf einer abstrakten Ebene unumstritten.<sup>10</sup> Oftmals werden diese aber nicht im Zusammenhang mit konkreten Erzählungen und den besonderen gesellschaftlichen und geschichtlichen Kontexten diskutiert, in denen Erinnerungen um Raum konkurrieren. Es kennzeichnet die Moderne, dass es einen Wettbewerb um die Frage gibt, welche Erfahrungen in der Gesellschaft erinnert und vergessen werden

sollen. Die bloße Propagierung von Traditionen und Fortsetzung von bestehenden Erinnerungsnarrativen steht damit der Hoffnung der Moderne auf ein besseres, emanzipierteres Leben entgegen. Gastarbeiter und Einwanderer sind von ebendieser Hoffnung motiviert. Dieses utopische Erbe hat im Deutschland einer mechanisierten und erstarrten Moderne keinen Platz mehr gefunden. Es gilt, dafür wieder einen Ort zu finden. Claudio Magris schreibt dazu: „Utopie bedeutet, jene unbekanntem Opfer nicht zu vergessen, die in allen Jahrhunderten [...] dem Vergessen anheimgefallen sind, nicht verzeichnet wurden in den Annalen der Weltgeschichte. Der Strom der Geschichte schwemmt die kleinen Geschichten der Individuen fort und läßt sie untergehen, die Woge des Vergessens löscht sie aus dem Gedächtnis der Welt: Schreiben bedeutet unter anderem auch, am Ufer entlanggehen, stromaufwärts fahren, schiffbrüchige Existenzen auffischen und Strandgut wiederauffinden, das sich an den Ufern verfangen hat, um es zeitweilig auf einer Arche Noah aus Papier unterzubringen.“<sup>11</sup>

Was Magris als Schriftsteller mit Bezug auf das Schreiben sagt, kann sicherlich für jede Form von kultureller Praxis gelten. Erinnerungsorte entstehen durch eine aktive Aneignung von Geschichten. Die moderne Form der Erinnerung reflektiert die spezifischen gesellschaftlichen und geschichtlichen Kontexte dieser Tätigkeit und ist in diesem Sinne selbstreflexiv. Die Bedeutung der Erzählung ist also in zweierlei Hinsicht elementar: Zum einen ist sie als eine Form der utopischen Handlung sprichwörtlich ortskonstituierend. Sie gibt sich nicht mit den vorgefundenen Räumen zufrieden, sondern ist über deren Konflikthaftigkeit informiert. Die Großstrukturen der Nachkriegsmoderne erzählen in diesem Sinne von dem Anspruch einer gesellschaftlichen Programmatik egalitärer und komfortabler Lebensverhältnisse, in denen aber die Geschichten von Herkunft und Tradition nur noch auf den Innenraum

kapriziert werden. Moderne Egalität beruht hier auf der öffentlichen Negation kultureller Differenz. Zum anderen erfolgt diese narrative Raumkonstruktion auf der selektiven Wahrnehmung der biografischen Erzählungen, wodurch einzelne hervorgehoben und andere zu Strandgut werden. Erinnerungsorte mit Bezug auf Migration und Gastarbeit zu erstellen, ist damit zu einem potenziell gefährlichen Unterfangen geworden. Im Extremfall werden Menschen auf ihre Herkunft festgelegt und wird die Dynamik der Identitätsentwicklung von Migrant/innen nicht angemessen berücksichtigt, das heißt, sie werden paradoxerweise eben nicht berücksichtigt. Dennoch kann es keine Erinnerungsorte ohne ein Narrativ geben, in das die unterschiedlichen Lebenserzählungen aufgenommen werden können. Aus diesem Grunde begrüßen viele Migrant/innen Ausstellungen und Einrichtungen wie etwa das Museum der deutschen Migrationsgeschichte, das in München-Trudering vom Bayerischen Institut für Migration eingerichtet wurde. Eine einfache Musealisierung wird allerdings der Komplexität der Migrationserfahrung nicht gerecht und läuft Gefahr, die duale „Wir/Sie“-Sichtweise auf die Gastarbeiter zu manifestieren, die mit ihren Leben ausgestellt werden, während die „Deutschen“ diese ohne eigenen Beitrag besichtigen dürfen.

Die Sichtbarmachung der Spuren der Gastarbeiter in den Großstrukturen der Nachkriegsmoderne ist als solche dementsprechend kein hinreichendes, wohl aber ein notwendiges Element, um einen gesellschaftlichen Diskurs über die verlorenen Erinnerungen und die Frage der Identitätskonstruktion vor dem Hintergrund von Migrationserfahrungen führen zu können. Der Wert einer solchen mühsamen Rekonstruktion beruht nicht allein darin, dass die Nachkriegsmoderne an ihren eigenen egalitären Maßstäben und der gesellschaftlichen Wirklichkeit von Benachteiligung und sozialer Ungleichheit gemessen wird. Auch eine solche kritische Historisierung stellt keinen Selbstzweck dar,

sondern verweist auf einen Bedarf aus der aktuellen Phase der gesellschaftlichen Entwicklung. Damit ist nicht die jeweilige tagesaktuelle Debatte um „Integration“ gemeint, sondern das Bedürfnis einer großen Öffentlichkeit, sich über den komplexen Vorgang der biografischen Integration von verschiedenen Erfahrungswelten zu informieren.

Ohne Zweifel steht hierbei das Bedürfnis der sogenannten Zweiten Generation, der eine dritte längst gefolgt ist, im Vordergrund. Räume für die Erinnerung an die Leben ihrer Väter und Mütter zu schaffen, ist für eine große Gruppe in unserer Gesellschaft im höchsten Maße relevant. Laut Bundesamt für Statistik leben in Deutschland 16,4 Millionen Menschen mit einer persönlichen oder familiären Migrationserfahrung. Dieser „Migrationshintergrund“ hat für die jeweiligen Individuen unterschiedliche Bedeutung. Im Falle der Zweiten Generation erweist sich die Erfahrung des Aufwachsens zwischen zwei Kulturen als wichtiger als die kulturellen Differenzen selber. Für die Ethnologin Claudia Weißklöppel stellt diese Erfahrung der Zerrissenheit ein generationenkonstituierendes Element dar, das sich durch eine Mehrfachzugehörigkeit ergibt, die sich Menschen ohne Migrationserfahrung im weitesten Sinne – weder als Herausforderung an ihre Identitätskonstruktion noch als Kompetenz, in unterschiedlichen Welten zu agieren – erst erarbeiten müssen.<sup>12</sup> Dabei geht es hier weniger darum, „Hybridität zu feiern, sondern aufzuzeigen, welche strukturellen und sozialen oder emotionalen Hindernisse für die Akteur/innen damit verbunden sind, und gleichzeitig zu dokumentieren, welche neuen sozialen Räume und Kompetenzen dadurch geschaffen werden.“<sup>13</sup>

Stadtteile wie Chorweiler gelten heute als soziale Brennpunkte und aus dem Lebensort der Eltern ist ein benachteiligter Ort geworden. Die Stigmatisierung des Ortes verhindert Lebenschancen der Kinder und Enkel/innen der Gastarbeiter. Diese Problematik hat an sich nichts mehr mit der Thematik der Einwanderung zu tun, sondern ist eher

Ausdruck dessen, dass diese als gesellschaftliche Erfahrung abgewertet wurde. Wissenschaftliche Diskurse versuchen dies durch die Bezeichnung „postmigratorisch“ zum Ausdruck zu bringen, um keine direkte ursächliche Verbindung zwischen den heutigen Problemen der Ausgrenzung und der Einwanderung der Familie als Gastarbeiter zu suggerieren. Die Frage nach dem Wert solcher Großwohnsiedlungen der Nachkriegsmoderne kann man deshalb nur so beantworten, dass sie den heutigen postmigrantischen Bewohner/innen dabei helfen können müssen, ihre Lebenschancen als hybrid-kulturelle Akteure wahrnehmen zu können. Wenn dies gelingt, dann können diese Orte zu einer fruchtbaren Auseinandersetzung mit der eigenen (Familien-)Geschichte anregen. Abriss oder Erhalt – das wäre in diesem Zusammenhang nicht die entscheidende Frage. Wie Wolf-Dietrich Bukow anhand seiner Forschungen zu postmigratorischen Jugendlichen in Köln-Kalk zeigt, können diese potenziell die Rolle von Demokratisierungspionieren in einem marginalisierten Stadtteil spielen, wenn die Stadtgesellschaft sich auf sie einlässt und nicht rassistische Narrative reaktiviert, in denen sie nicht mehr vorkommen.<sup>14</sup> Es genügt deshalb nicht, mit einzelnen Projekten die Erfahrung der Gastarbeiter zu dokumentieren und „Spuren“ sichtbar zu machen, wenn zugleich nach wie vor Mechanismen in Kraft sind, die die Entwertung der Migrationserfahrung bewirken. Die Idee etwa, solche „neuen Städte“ wie Chorweiler unter Denkmalschutz zu stellen, kann das Gegenteil einer gutgemeinten Aufwertung der migratorischen Erfahrung bewirken, wenn die postmigratorische Lebenswirklichkeit immer noch von sozialer und politischer Exklusion geprägt ist, die ebendiese Geschichte der Einwanderung dafür instrumentalisiert. Die Suche nach Orten und Modi für die Erinnerung an die Erfahrung der Gastarbeiter in der Nachkriegsmoderne findet nicht in einer abstrakten Gesellschaft statt, sondern in der bundesrepublikanischen Wirklichkeit des 21. Jahrhunderts und

wird beeinflusst von der nach wie vor nicht entschiedenen Frage, wer dazu gehört und wer nicht. Die Kinder der Gastarbeiter wissen um die Ambivalenzen derjenigen, die sich nur in einer nationalen Kultur bewegen müssen. Für sie steht diese Frage im Vordergrund. Die Rekonstruktion der Gastarbeitererfahrung, die Konstruktion von Erinnerungsorten und die Dekonstruktion von hegemonialen Narrativen sind deshalb gesellschaftliche Aufgaben, die gleichzeitig angegangen werden müssen und nicht auf Fragen der Denkmalpflege reduziert werden können. Für diese hingegen erwächst ohne Zweifel aus der Anerkennung der Geschichten der Einwanderung auch die Aufgabe, in der Auseinandersetzung mit den Bauten der Nachkriegszeit eine weitere Bedeutungsschicht zu erkunden, die wiederum zu einem Themenfeld der Denkmalpflege werden könnte.

#### Anmerkungen

- 1 Vgl. Stankiewicz, Karl: *Minderheiten in München*. München 2015, S. 120.
- 2 Herbert, Ulrich/Hunn, Karin: „Gastarbeiter und Gastarbeiterpolitik in der Bundesrepublik. Vom Beginn der offiziellen Anwerbung bis zum Anwerbestopp, 1955–1973“. In: Schildt, Axel/Siegfried, Detlef/Lammers, Karl Christian (Hg.): *Dynamische Zeiten. Die 60er Jahre in den beiden deutschen Gesellschaften*. 2. Aufl., Hamburg 2003, S. 273–310, hier S. 280.
- 3 Bretz, Herbert: *Migration und Integration türkischer Arbeiter und ihrer Familien. Eine empirische Untersuchung am Beispiel der Kölner Ford-Arbeiter*. Universität Bonn 1978.
- 4 Schoene, Stefanie: *Neue Heimat Augsburg. Selbstzeugnisse deutsch-türkischer Augsburger*. Augsburg 2015, S. 15.
- 5 Vgl. Dominik, Katja/Jünnemann, Marc/Motte, Jan: *Angeworben – eingewandert – abgeschoben: ein anderer Blick auf die Einwanderungsgesellschaft Bundesrepublik Deutschland*. Münster 1999, S. 13f.
- 6 Motte, Jan/Ohliger, Rainer (Hg.): *Geschichte und Gedächtnis in der Einwanderungsgesellschaft: Migration zwischen historischer Rekonstruktion und Erinnerungspolitik*. Essen 2004, S. 11.
- 7 François, Etienne/Schulze, Hagen (Hg.): *Deutsche Erinnerungsorte*. 3 Bände. München 2003, S. 22.
- 8 Vgl. Adeoso, Marie-Sophie: „Gastarbeiterdenkmal lässt auf sich warten“. In: *Frankfurter Rundschau*, 05.03.2014.
- 9 Vgl. Boyer, M. Christine: *The City of Collective Memory: Its Histo-*

- rical Imagery and Architectural Entertainments*. Cambridge 2001.
- 10 Vgl.: Straub, Jürgen (Hg.): *Erzählung, Identität und historisches Bewußtsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte*. Frankfurt/Main 2011.
  - 11 Magris, Claudio: *Utopie und Entzauberung. Geschichten, Hoffnungen und Illusionen der Moderne*. München 1999, S. 12.
  - 12 Vgl. Weißklöppel, Cordula: „Die zweite Generation: Aufwachsen mit Alters- und Kultur-Differenzen im Einwanderungsland“. In: *Zeitschrift für Ethnologie*, Bd. 132 (2007), 2, S. 181–208.
  - 13 Ebd., S. 203.
  - 14 Vgl. Bukow, Wolf-Dietrich: „Wir sind kölsche Jungs“. Postmigrantische Jugendliche als Demokratisierungspioniere in einem marginalisierten Quartier“. In: Ottersbach, Markus/Platte, Andrea/Rosen, Lisa (Hg.): *Soziale Ungleichheiten als Herausforderung für inklusive Bildung*. Wiesbaden 2016, S. 307–329.